

Immer dann, wenn unklar wird, was Heimat sein soll, wird sie besonders vehement strapaziert. In Zeiten des Wandels, in denen vertraute Sicherheiten und Gewissheiten abhandenkommen, soll die Berufung auf den Wegweiser «Heimat» Orientierung stiften. Solches wird durchaus mit widersprüchlichen Absichten betrieben – dies jedenfalls drängt sich auf, wenn man etwas genauer hinschaut, wer derzeit wo mit welchen Motiven und Intentionen Heimat als Berufungsinstanz in Anspruch nimmt. Mit ihrem tümelnden Slogan *Damit Baden-Württemberg Heimat bleibt* hat die AfD bei den zurückliegenden Landtagswahlen auch hierzulande beträchtliche Stimmenfolge eingefahren (und muss erst jetzt unter Beweis stellen, ob sie nur für Stimmungsmache taugt oder tatsächlich politikfähig ist ...). Unumwunden zur Kampfpapole schwillt die Rede noch weiter rechts an, wenn die Frage nach dem, was Heimat sein soll, kippt und die Hetze gegen Fremde und Flüchtlinge munitioniert. *Unsere Heimat bleibt deutsch*, heißt es auf Transparenten von Pegida oder auf Demos gegen Flüchtlingsunterkünfte. Oft genug bleibt es nicht bei verbaler Mobilisierung. Oft genug folgt der geistigen unversehens die tatsächliche Brandstiftung. Einen drastischen Anstieg der Straftaten gegen Asylbewerberheime verzeichnen die Polizeistatistiken – 924 bundesweit im Jahre 2015 gegenüber 199 im Vorjahr. Besonders die Fälle von Brandstiftung und versuchter Brandstiftung sind beklemmend – 2015 gab es 87 Fälle, 2014 waren es noch sechs. Treibt hier die Sorge um das Eigene zur Vernichtung der dürrtigen Bleiben, die die Flüchtlinge vorläufig gefunden haben? Sie sollen hier kein Obdach finden, kein Zuhause ... Heimat als geistiger Brandsatz? Hier jedenfalls wird vermeintliche Sorge um Heimat unheimlich.

Viel Widersprüchliches an Bedürfnissen und Sehnsüchten muss dieses kleine Wortgeschöpf «Heimat» in sich aufnehmen. Natürlich: Wer Heimat sagt, will zunächst Sorgen vortragen und macht sich Gedanken, wie denn eigentlich die Welt aussehen und beschaffen sein soll, in der Menschen leben – das betrifft die natürliche Umwelt, das soziale Miteinander von Menschen, die Orte, an denen sie zusammenleben und genauso ein geistiges Zuhause. Indes kippten in den vergangenen Monaten die öffentlichen Diskussionen um Migration und Flüchtlingskrisen. Anfänglich waren die vorgetragenen Sorgen noch etwas ausgewogener verteilt. Sie galten – natürlich – den eigenen Problemen und Verunsicherungen. Aber da war auch – viel mehr als heute – Sorge um die Flüchtlinge und deren Schicksale: Was bedeuten Gewalt, Leid und Vertreibung und die Herausforderung, eine neue Heimat finden zu müssen? Was tragen sie an Ängsten, Wünschen und Hoffnungen mit sich? Wie können ihre Traumatisierungen, die Gefühle von Verlorenheit und Ablehnung beantwortet werden. Diese Fragen

und Geschichten sind mittlerweile kaum mehr Thema in Talkshows und Debatten. Hier geht es fast nur noch um eigene Befindlichkeiten.

Unlängst, Anfang Mai, fanden sich die Mitglieder der «Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft» in Stuttgart zu ihrer Jahresversammlung zusammen. Thema des gemeinsamen Nachdenkens: «heimatlos». Auch hier blitzten die ganzen Ambivalenzen und Widersprüche des Heimat-Begriffes auf – ein Begriff, dessen Inhalte viele zerreißt, wie schon die hiesige Autorin Margarete Hannsmann: *Heimat. Es gibt kein Wort, das mich zerreißt wie dieses. Seit ich erwachsen bin, überschattet ein Misstrauen, das sich zuweilen zu schierer Angst steigert, den reinsten Glückszustand, der mir beschieden sein kann.* Tatsächlich, dieses Sehnsuchtswort muss vieles vereinen zwischen Heile-Welt-Gemütlichkeit und ungehemmter Brutalität. In unseren Tagen sind aufs Neue die zeitlos aktuellen Essays des Jahrhundertzeugen Jean Améry lesenswert. Was unfreiwillige Heimatlosigkeit aus Menschen machen kann, hat der aus Wien vertriebene Schriftsteller eindrücklich beschrieben, für den aus den eigenen Erfahrungen der Vertreibung, Verfolgung und des Exils die Frage resultierte: «Wie viel Heimat braucht der Mensch?» Seine Wiener Heimat war ihm alles; mit der Vertreibung durch die Nazis verlor er alles: *Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie ein Betrunkener umher zu taumeln, sondern mit einiger Furchtlosigkeit auf den Boden zu setzen.*

Was Heimat bedeutet, wird erst dann bewusst, wenn man sie nicht mehr hat. Das wissen Flüchtlinge am besten. *Weh dem, wer keine Heimat hat*, heißt es bei Friedrich Nietzsche. Derzeit ist viel von Integration die Rede – ein etwas kaltes, mechanisches Wort, obwohl dies nicht so sein müsste, wenn die lateinischen Bedeutungen von *integrare* mitbedacht würden: erneuern, ergänzen, geistig auffrischen. In den politischen Debatten wird Integration allerdings meist sehr verkürzt und missverstanden, so als handle es sich um einen reinen Anpassungsprozess. Das wärmere «Heimat» hingegen umfasst mehr, wobei freilich auch Heimat oft reduziert wird auf – auf kleine Welten, in denen alles in Ordnung scheint, auf statische, abgeschottete Lebensräume, in denen sich partout nichts verändern sollte oder auf einen Rückzugsort für geschlossene Herkunftsgemeinschaften. Besser sollte deshalb vielleicht von «Beheimatung» gesprochen werden. Das macht jedenfalls sehr viel deutlicher, dass Heimat nichts ist, das von selbst vorhanden ist und das einem nur passiv gegeben wird, sondern immer wieder neu erworben werden muss. Und das betrifft beide – die, die hier schon waren als Einheimische und die Fremden, die Aufnahme finden. Beide müssen tätig an dem arbeiten, was Heimat verspricht – Zugehörigkeit, Bindung, Anerkennung, Zukunftsvertrauen.